

Ludwig Börne.

Zur Säkularfeier seiner Geburt.

Von

Wilhelm Blos.

I.

„Börne ist bei uns weniger bekannt gewesen als in seinem Vaterlande, weil man, um bei uns bekannt zu werden, Gefährten haben muß und Börne nur Bewunderer hatte. Aber der Tod ver-
söhnt das Genie mit dem undankbaren Ruhme, und unsere Literatur, hoffe ich, wird einen der schönsten Kränze auf dieses Grab legen, das die Natur mit jenen einfachen natürlichen Blüthen bekleiden wird, welche sie nie ermangelt, dem Grabe des Armen und dem des Freundes des Armen zu gewähren.“

So sprach am 15. Februar 1837 der berühmte und großherzige Franzose Kaspail am Grabe Börne's. Und der bekannte Herr von Cormenin, der Verfasser so vieler geistreichen Schriften, sagt von ihm:

„Börne's Geist, deutsch durch die Tiefe und die Allgemeinheit des Gedankens, gleich in der Form dem Voltaires; lebendig, leicht, fein, originell verlor er sich nicht in jene metaphysischen Herstreutheiten, in jene dunkeln Definitionen, wovon sich die Philosophen Deutschlands werfen, sei es in einer Art von Biegung des Geistes, sei es um sich selbst dem Anblicke des politischen Glends, das sie quält, zu entziehen. Börne, ungestüm, feurig, wahrheitsliebend, unerschrocken, fand sich nicht mit den Vorurtheilen ab. Er schlug mit der Schärfe seines beißenden Witzes die Feudaleinrichtungen, die Höflinge, die Schmeichler und die Mißbräuche nieder.“

Diese Urtheile zweier geistig hochstehenden und berühmten Franzosen —

wie stechen sie ab gegen die Fluth von Schmähungen und Verleumdungen, die sich seiner Zeit aus Deutschland gegen den Verfasser der Pariser Briefe ergoß! Ludwig Börne, der den Muth hatte, nicht nur eines, sondern sehr viele freie Worte zu reden, zu schreiben und auch drucken zu lassen, ward einst verfolgt von dem ganzen Troß jenes literarischen Landsknechtthums, dessen feile Federn sich sofort gegen Jeden kehren, der es wagt, den herrschenden Gewalten die Wahrheit zu sagen. Bei Börne kam noch hinzu, daß er von seinen Feinden persönlich gehaßt wurde. Sie beschiedeten ihn weniger um der Sache willen, für die er kämpfte. Aber er handhabte mit großer Geschicklichkeit die furchtbare Waffe des Witzes und Spottes und traf stets seine Feinde mitten ins Herz. In ohnmächtiger Wuth sahen sie, daß sie jede Schlacht mit diesem Gegner verlieren und der Lächerlichkeit verfallen mußten. Da griffen sie denn zur Verleumdung, der letzten und wirksamsten Waffe des literarischen Landsknechtthums. Weil Börne mit Freimuth und ohne Schonung die politische Misere Deutschlands darlegte und denen, die sie verschuldet hatten, ohne Rücksichten die Verantwortlichkeit dafür vor der Weltgeschichte auf lud — deshalb nannte man ihn einen Feind Deutschlands, einen Franzosensfreund, einen Menschen ohne Patriotismus. Als ob der Patriotismus darin bestünde, das Glend und die Gebrechen des Vaterlandes mit dem Schleier der Heuchelei zu verhüllen und sie dadurch verewigen zu helfen! Aber Börne

war auch noch Jude und das bot seinen Feinden einen weiteren Angriffspunkt. Franzosenfreund und Jude — mußte da nicht einem ehrbaren Philisterium die Haut schaudern? Und so konnte es auch kommen, daß ein obskurer deutscher Literat — den Namen haben wir uns nicht gemerkt — zur selben Zeit, als Börne auf der Höhe seines Ruhmes stand, schreiben konnte, der Verfasser der Pariser Briefe dürfe sich in Deutschland in keiner anständigen Gesellschaft sehen lassen! Börne hat diesen und andere Kläffer furchtbar gezüchtigt und hat ihnen doch damit einen Dienst erwiesen — er hat sie auf die Nachwelt gebracht. Wer würde die Namen dieser Obskuranen noch kennen, wenn sie nicht in Börne's Schriften verzeichnet ständen?

Während Börne's Verleumder der Vergessenheit anheimgefallen sind, hat ihn seine stolze Vaterstadt Frankfurt a. M. durch ein Denkmal geehrt.

Man kann diesen merkwürdigen Mann wohl am Besten mit jenen altrömischen Schriftstellern vergleichen, die auftraten, als der politische und moralische Verfall ihres Vaterlandes begonnen hatte und welche die Geißel einer rauhen Satire und eines schonungslosen Spottes gegen die öffentlichen Schäden und deren Urheber schlangen. Solche Entrüstung, die in edlen Geistern emporflammt, ist eine aufrichtige und hat deshalb auch keine Veranlassung, sich in gekünstelte Formen zu hüllen; sie ist herb, oft grob und schlägt tiefe Wunden. Das Philistertum fühlt sich getroffen von den vernichtenden Anklagen, die da erhoben werden, und um sich selbst eine Genugthuung zu geben, stellt es sich, als glaube es alle die Verleumdungen, welche die literarischen Söldlinge gegen den Ankläger schleudern. So ging es schon vor tausend und mehr Jahren; so ging es, als Börne auftrat. Die literarischen Söldlinge der herrschenden Gewalten haben sich immer gebärdet, als hätten sie allein genau zu bestimmen, was

Vaterland und Patriotismus sei, und andere hätten sich darnach zu richten. Ist nicht auch heute noch Jeder ein „Reichsfeind“, der sich gestattet, an den Institutionen und inneren Verhältnissen des Reiches eine Kritik zu üben, die in gewissen Regionen nicht gefällt?

Aber alles Verfolgen, alles Begeistern, alles Verleumden vermochte weder bei Börne's Lebzeiten die Wirkung seiner Schriften zu beeinträchtigen, noch auch seinen Nachruhm zu schmälern. Freilich standen Manche starr vor diesem kühnen Geiste, der sich von dem Banne der Autoritäten befreit hatte und der es sogar wagte, dem Hausgötzen der deutschen gebildeten Welt, dem großen Göthe seine kleinen Schwächen — deren er bei aller Größe doch auch nicht wenige hat — ganz ohne Scheu nachzuweisen. Die Jugend, die sich von Kühnheit und Geist immer angezogen fühlt, war schwärmerisch begeistert für den Verfasser der Pariser Briefe. Sie ehrte ihn mit Ständchen und Lebehochs, daß dem bescheidenen Schriftsteller ganz bange ward. Auf die schon erwähnte Drohung, er werde in Deutschland aus jeder „honetten“ Gesellschaft hinausgeworfen werden, antwortet er: „Seit ich in Deutschland bin^{*)}, erfahre ich eine ununterbrochene Huldigung nicht bloß von Einzelnen, sondern von ganzen Massen, so daß ich, der nur Stille und Zurückgezogenheit geliebt, mir oft vor Angst nicht zu helfen weiß. Mein Zimmer wird nicht leer. Ich habe oft nicht Stühle genug für alle die Menschen, die mich besuchen. Ich war auf dem Hambacher Fest. Das ganze Land hat mich fast besucht, so daß ich krank von der Last geworden bin. Wenn ich in Neustadt über die Straße ging, erschallte es aus den Wirthshäusern, aus den vorüberfahrenden Kutschen: „Es lebe Börne, der Verfasser der Briefe aus Paris!“ Die Heidelberger Studenten brachten mir

^{*)} Brief aus Freiburg i. B. vom 18. Juli 1832 nach Börne's Mittheilung von Hambacher Fest.

dort ein Ständchen. Alle die Patrioten, die dort an der Spitze stehen, Wirth zc. *) meinten, mir hätte man die vaterländische Bewegung in Deutschland zu verdanken, die Andern seien erst nach mir gekommen. Mit thränenden Augen haben mich Viele an ihre Brust gedrückt und haben vor Bewegung kaum reden können. Hier in Freiburg war es ebenso. Die Studenten sind Abends, als ich schon zu Bette lag, vor mein Haus gezogen, haben mir ein Ständchen gebracht und gerufen: „Es lebe der Vertheidiger der deutschen Freiheit!“ —

Börne hatte in der Brust der Jugend und aller jener Volkschichten, die der Begeisterung für das Große fähig sind, wieder Ideale geweckt, die unter dem Druck der Metternich'schen Gewalt-herrschaft zu verschwinden drohten. Er war gewiß nicht der Erste und nicht der Einzige, der seine Stimme erhob. Aber sein strenger und hoher Ernst, mit dem er den geistigen und politischen Verfall verurtheilte, sein sprühender Witz, mit dem er die Schwächen des herrschenden Systems traf, sein Freimuth, mit dem er Alles sagte, was er zu sagen hatte — das Alles wirkte in hohem Grade auf den geistigen Umschwung ein, der sich in den dreißiger Jahren schon zu vollziehen begann, und half mächtig vorwärts treiben. In die schwüle und stockende At-mosphäre Metternich'scher Maulkorb- und Gefängniß-Staatskunst zuckten die Blitze seines Geistes leuchtend und reinigend hinein, und wenn seine Zeitgenossen zum großen Theil dies verkannten, so lassen die Epigonen von heute ihm mehr Ge-rechtigkeit widerfahren.

Börne ward im vorletzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts geboren und sah als Kind jenes furchtbare Gewitter über Europa hinrollen, das die Geschichte als die große französische Revolution be-

zeichnet. Die Eindrücke der bekannten Ereignisse der neunziger Jahre waren bei ihm sehr stark und überall in seinen späteren Schriften tauchen sie auf. Unter der napoleonischen Herrschaft vollendete er seine Jugendbildung und wurde später Beamter in seiner Vaterstadt Frankfurt, welche damals die Hauptstadt des vom Fürsten-Primas Dalberg regierten Groß-herzogthums Frankfurt war. So wenig hatte man von dem Geiste, der in diesem Manne saß, einen Hauch verspürt, daß man ihn bei der Polizei anstellte. Nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft wurde Börne entlassen und jetzt erst stürzte er sich mit vollem Eifer in jene literarische Thätigkeit, welche dem deutschen Volke so reiche Gaben spendet hat. Nach den Befreiungskriegen trug sich Alles mit großen Hoffnungen; man glaubte nicht nur die Befreiung von der napoleonischen Militärherrschaft, sondern auch die innere Freiheit und Einheit Deutschlands erkämpft zu haben. Die herrschenden Mächte waren aber nur bemüht, die nicht wenigen vortheilhaften Neuerungen, welche unter Napoleon eingeführt worden waren, wieder zu beseitigen und die alten Zustände möglichst genau wieder herzustellen. Als sich Leute fanden, die verlangten, man solle erfüllen, was während des Freiheitskrieges versprochen worden war, und die diese Forderung etwas laut und deutlich erhoben, da sperrte man sie ein oder entsetzte sie ihrer Aemter. Unter ihnen befanden sich solche, die wegen ihrer Kämpfe gegen die napo-leonische Herrschaft berühmt geworden waren. Der Presse verschloß die Zensur den Mund, was Börne bald selbst er-fahren mußte. Nach der unseligen That Ludwig Sand's kam die Demagogen-hege und es ward stille in Deutschland, stille wie auf einem Kirchhof. Man schwärmte für Griechen und Polen und für die Südbamerikaner, aber von Deutsch-lands Glend durfte man nicht sprechen; dafür sorgte das Metternich'sche System,

*) Wirth, der bekannte Geschichtsschreiber, der wegen seiner Rede auf dem Hambacher Fest so hart verfolgt wurde.

Das war die Zeit, in welcher der ehemalige Polizei-Aktuarius Ludwig Börne seine Stimme erhob und seine scharfen Streiche führte. Seine Worte trafen, seine Streiche schmerzten und die Betroffenen schriean laut auf: „Er schlägt uns, die wir Deutsche sind; er aber ist ein Jude und kann nur im Interesse der Franzosen so auf uns schlagen!“

Es gehörte viel Beschränktheit dazu, dies zu glauben. Aber da es an Beschränktheit niemals gefehlt hat, so ward es geglaubt. Heute, im hundertsten Geburtsjahre Ludwig Börne's, dürfen wir unserer Freude darüber Ausdruck geben, daß das Streben des edlen Mannes verstanden und gewürdigt wird. Seine Geistesthaten wirken heute noch fort und werden fortwirken.

Börne ist als ganze Erscheinung nicht leicht mit Jemand zu vergleichen. Seine historische Gestalt und seine Anschauungsweise Darstellungsweise sind voll Originalität; er hat wohl Vorbilder gehabt, aber er ist nie ein Nachahmer gewesen im engeren Sinne des Wortes, wie auch wenig Nachahmer er selbst gefunden hat. Sein Witz erinnert manchmal an Jean Paul, den er sehr verehrte. Das Feuilleton war in seiner heutigen Form noch nicht sehr gebräuchlich, als Börne auftrat. Als Feuilletonist war er unvergleichlich. Cormenin hat ihn richtig charakterisirt, wie wir schon erwähnt; nach ihm verband Börne die Feinheit und Eleganz der Darstellung, wie sie den Franzosen so häufig eigen ist, mit einer deutschen Gründlichkeit und Tiefe der Gedanken. Börne vereinigte als Schriftsteller in sich eine Menge von Fähigkeiten und Vorzügen, die bei Einzelnen sonst nur einzeln auftreten, daher die gewaltige Wirkung seiner Schriften.

Aber sehen wir uns seinen Lebensgang an.

Ludwig Börne wurde am 6. Mai 1786 zu Frankfurt am Main geboren. Seine Eltern waren Juden und er hieß ur-

sprünglich Löb Baruch. Den Namen Börne nahm er erst später an. Die Familie, aus der er stammte, war sehr strenggläubig und hielt mit aller Macht an der jüdischen Abstammung und Religion fest. Dabei war sie so angesehen, als es die damals noch gedrückte Stellung der Juden in der bürgerlich-aristokratischen Gesellschaft überhaupt zuließ. Der Großvater Börnes war Finanzagent am Hofe des ehemaligen Kurfürstenthums Köln und in hohen Kreisen wegen seiner Gewandtheit in Finanzgeschäften sehr gesucht; auch die Kaiserin Maria Theresia war ihm sehr gewogen. Er kam häufig von Köln nach Frankfurt zu seinem Sohn und trat dort mit der ganzen Würde des altjüdischen Patriarchenthums auf. Der Vater Börne's war streng und verschlossen gegen seine Kinder; als später sein Sohn als Schriftsteller Ruf erlangte, schien er davon nicht erbaut. Die demokratischen Anschauungen des Sohnes gefielen diesem Geschäftsmann nicht. Börne's Mutter war eine einfache Frau.

Als Knabe war Börne sehr schweigsam und zuweilen erschien er auch schüchtern, was seine Geschwister oft zum Spott anreizte. Der Großvater aber war klug genug, in dem schweigsamen Knaben den künftigen Denker zu erkennen und sprach es auch offen aus, daß er von seinem Enkel Großes erwarte.

Eine merkwürdige Erscheinung tritt uns in Börne's Elternhause entgegen, eine alte Magd Namens Elle, die sich so eingewöhnt hatte, daß man sie als Familienmitglied betrachtete. Diese Magd besaß, wie oft in solchen Fällen, großen Einfluß in der Familie. Sie konnte den kleinen Löb Baruch nicht leiden und fügte ihm viel Unrecht zu, das er mit einem für sein Alter ungewöhnlichen stoischen Schweigen ertrug. Manchmal nur ließ er diesen bösen Hausgeist den Stachel seines erwachenden Witzes fühlen. Sie sagte einmal: „Du kommst gewiß in die Hölle“, und er antwortete: „Das thut

mir leid, denn dann habe ich auch dort vor dir keine Ruhe!"

Die Erziehung war in streng-jüdisch-orthodoxem Geiste gehalten und es läßt sich denken, daß alles dies bei Börne nicht ohne tiefe Nachwirkungen blieb. Nur waren diese Nachwirkungen nicht der Art, wie ihm seine Feinde oft nachgesagt haben.

Ein Philologe Namens Sachs aus Lüttich sollte den jungen Baruch im Hebräischen und in den talmudischen Schriften unterrichten. Er hatte dabei keinen leichten Stand, denn der Schüler brachte gar oft den Lehrer in Verwirrung durch Fragen, die von einem weit über das Alter des Knaben hinausgehenden Nachdenken Zeugniß gaben. Der junge Baruch konnte sich so sehr in's Lesen vertiefen, daß er gar nicht gewahr wurde, was um ihn her vorging und daß er Essen und Trinken völlig vergaß.

Da er körperlich sehr schwächlich war, so entschied sich sein Vater, ihn für ein Studium zu bestimmen und Ludwig stimmte zu. Er sagte übrigens, er wäre eben so bereitwillig auch Kaufmann geworden. Man wollte einen Arzt aus ihm machen und so kam er mit 14 Jahren in eine Erziehungsanstalt nach Gießen, die von einem verständigen Mann, dem Professor Hegel, geleitet wurde. Der Abschied vom Elternhause fiel dem jungen Baruch nicht schwer, denn es hatten sich schon Differenzen zwischen seinen und seines Vaters Anschauungen ergeben, die namentlich in Bezug auf die französische Revolution sehr groß waren und eine gewisse Spannung zwischen Vater und Sohn unausbleiblich machten. In Gießen fühlte sich Ludwig sehr wohl und schrieb von dort sehr vergnügte Briefe nach Hause.

Als der junge Baruch die Universität besuchen sollte, war sein Vater sehr in Verlegenheit, wohin er den Sohn schicken sollte. Er wählte endlich Berlin, obgleich er in seiner orthodoxen Beschränk-

heit fürchtete, Ludwig möge in einer großen Stadt allzu freie Ansichten bekommen. Um den Sohn unter Aufsicht zu stellen, wurde er in dem Hause des jüdischen Arztes Markus Herz untergebracht, dessen Gattin jene durch Geist und Schönheit so berühmt gewordene Henriette Herz war. In ihrem Salon kamen die hervorragendsten Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Politiker von Berlin zusammen und dem jungen Studenten Baruch ging hier eine ganz neue Welt auf. Es ging ihm wie noch manchem Anderen, er verliebte sich in die schöne Dame des Hauses, die über zwanzig Jahre älter war als er. Er hat später eifrig mit ihr korrespondirt; doch hat sie seine Briefe leider vernichtet.

Von Berlin ging Baruch im Jahre 1804 nach Halle, wo er im Hause des Professors Neil lebte und fleißig Medizin studirte. Neil gab dem jungen Manne manche Anregung und Baruch genoß hier in vollen Zügen die Annehmlichkeiten eines fröhlichen Studentenlebens, verbunden mit interessanter geistiger Thätigkeit.*) Aber nach zwei Jahren, die für den jungen Mann sehr fruchtbar waren, drang der Kriegslärm in diese Gegend; Napoleon zog gegen Preußen. Die Studenten beeilten sich nach Hause zurückzukehren und Baruch traf wieder in Frankfurt ein.

Dort hatten sich inzwischen große Veränderungen vollzogen. Unter der Herrschaft Napoleons wurde die Stellung der Juden eine weit weniger gedrückte; sie erlangten auch das Recht, öffentliche Aemter zu bekleiden. Das brachte den jungen Baruch auf den Gedanken, das Studium der Medizin aufzugeben — ohnehin hatte er nicht gerne mit kranken Menschen zu thun — und sich dem Kammeralfach zu widmen. Der Vater, der viel Geld für das medizinische Studium

*) Er sagt über diese Zeit: „Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Gaud, die dieses schöne Leben beschmückt! Würde er das heute auch noch schreiben?"

seines Sohnes angewendet hatte, war davon nicht erbaut; indessen gab er nach und der junge Baruch kam nach Heidelberg. Auch hier stellte man ihn unter Aufsicht; indessen kümmerte sich Baruch nicht um den Professor, in dessen Hause er wohnte; er machte das lustige Studentenleben Heidelbergs mit, ließ die Zügel schießen und gerieth in Schulden. Sein Vater schlug einen gewaltigen Lärm. Aus jener Zeit ist ein Brief des jungen Baruch an seinen Vater vorhanden, d. d. Heidelberg, 24. Juli 1807, in dem der 21jährige Sohn dem Vater über das Verhältniß von Eltern und Kindern ziemlich derb den Text lieft. Es geht aus dem Brief deutlich hervor, daß sich die Beiden nicht recht vertragen konnten. Der Sohn spricht in dem Briefe davon, daß er sich die Achtung des Vaters, die er nicht besessen und nicht besitze, erzwingen werde, und sagt dann: „Mehr noch als Dein Tadel schmerzt es mich, daß Du mich zwingst mich selber zu loben. Ich kenne ja die höchsten Hoffnungen, die Du von mir hast, aber bei Gott, die geringsten Ansprüche, die ich an mich selber mache, übertreffen weit Deine größten Erwartungen. Ich weiß, daß Du vollkommen zufrieden sein wirst, wenn ich einst so geschickt sein werde wie ein Doktor U. oder R.*), mein ehrliches Auskommen habe, bis endlich nach 20jährigem Streben mein Ruhm durch den vielgeschäftigten Mund der Tanten und Cousinen bis an die äußerste Stadtmauer dringt, wo mich ein Bankier N. N. beglückt, mir, wenn er den Schnupfen kriegt, ein Rezept abzufordern. Glaubst Du, daß sich mein Stolz begnügen würde, in die Wette mit einem gewöhnlichen Doktor um die Gunst der Judengasse zu buhlen? Dein Sohn ist zu etwas Besserem geboren, als sich herumzuwälzen im Staube der Gemeinheit, und seinem Gott zu danken,

*) Demnach scheint es um diese Zeit noch nicht ganz entschieden gewesen zu sein, daß der junge Mann sich dem Kameralfach widmen sollte.

wenn der erste beste Krämerjunge ihn nachsagt: „Der Baruch ist gar kein übler Mensch; nur schade, daß er ein Jude ist.“ —

Die stolzen Worte des Sohnes verhinderten indessen nicht, daß der alte Baruch mit strenger Hand in den Lebenslauf des lustigen Bruder Studio eingriff und ihn von Heidelberg entfernte. Am 1808 kam Baruch jun. nach Gießen und studirte fleißig; schon im Herbst wurde er Doktor der Philosophie und seine Dissertation: „Ueber die geometrische Vertheilung des Staatsgebiets“, wurde sehr gelobt.

Als Baruch nach Frankfurt zurückkam, ward er im Kameraldienst angestellt und 1811 zum Polizei-Aktuar gemacht. Es war wohl eine der wunderlichsten Launen des Schicksals, daß es diesen Mann, der später mit titanischer Gewalt gegen alle Polizeiwillkür ankämpfen sollte, erst selbst in eine Amtsstube sperrte. Uebrigens trat Baruch in keiner Weise hervor; er war indessen sehr beliebt, einmal wegen seines Fleißes und dann wegen der duldsamen Art, mit der er sein Amt verwaltete. Er schikanierte Niemanden und galt für unbestechlich, was bei dem damals im Römer zu Frankfurt hausenden Beamtenthum etwas heißen wolte. 1813 trat er mit gezogenem Degen plünderungslustigen bayerischen Soldaten entgegen, aber an dem Degen klebte kein Blut, wie er später einmal lachend einem Freunde sagte.

In der jüdischen Freimaurerloge hielt der Polizeiaktuar Dr. Baruch seine ersten Vorträge, die seinen reichen Geist erkennen ließen. Doch wurde seinem demokratischen Naturell bald das ganze Freimaurerthum zuwider und er trat aus. Ueber die Loge „Sokrates“, die nur Christen aufnahm, sagte er sehr treffend: „Wenn der Schutzpatron dieser Loge kommt und sich meldet, so kann er nicht aufgenommen werden.“

Während des Befreiungskrieges von 1813 — den Börne sehr treffend den Fürstenfreiheitskrieg nennt — zeigte sich

der Polizei-Aktuar Dr. Baruch als glühenden Patrioten. Er hatte Napoleons Thaten bewundert, aber er haßte das französische Säbelregiment. Doch sollte die Niederwerfung der französischen Herrschaft gerade für ihn die merkwürdigsten Folgen haben. Er schreibt darüber:

„Ach, es war eine schöne Zeit! Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzosen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeistelle eines rheinischen Bundesstaats war ich, ohne Stuhl und Stül zu wechseln, zur Polizeistelle eines deutschen Bundesstaats gekommen. Früher hatte ich gehorsame eifertige Briefe nach allen Postwinden geschrieben, um arme deutsche Jungen, die sich versteckt hatten, weil man sie als widerspenstige Kontribirte verfolgte, zu erspähen und den französischen Metzgerknechten anzuliefern. Jetzt schrieb ich noch gehorsamere, noch eifertigere Briefe, um alte Deutsche mit pedantischem Herzen, die noch immer Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther festzuhalten und deutschen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen solchen Spion und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgesetzten zwingen, sich bis aufs Hemd auszukleiden, um nachzusehen, ob er sich

nicht die drei Farben tätowirt hätte. Ich fand nichts, sah, daß Alles gut war und Deutschland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abschied und das war auch gut“.

Das kam daher, daß man, nachdem Napoleon gestürzt war, die freie Stadt Frankfurt wieder zum selbständigen Staat machte. Es kam eine sogenannte demokratische Verfassung, die aber so wenig demokratisch war, daß man die Juden wieder von den Staatsämtern ausschloß, zu denen man sie unter Napoleon zugelassen. Auch Baruch ward unter schmählischen Intriquen aus seiner Stellung gedrängt.

Daß dieser Umstand es gerade gewesen sei, der seinen politischen Anschauungen die Richtung gab, läßt sich bei Börne nicht annehmen. Aber er ward dadurch veranlaßt, sich ganz einer literarischen Thätigkeit zu widmen. 1816 schrieb er eine Schutzschrift für die Juden und 1818 trat er zu Rüdelsheim zum Christenthum über, was lange Zeit unbekannt blieb. Von da ab nannte er sich Ludwig Börne; aus welchen Gründen weiß man nicht. Einem Ruf an Cotta's „Morgenblatt“ leistete er keine Folge. Er wollte selbständig sein. „Ich trieb“, sagt er, „Privat-Patriotismus und gab eine Zeitschrift heraus: Die Waage!“

Dieses Blatt begründete mit einem Schlage Börnes literarischen Ruf.

(Schluß folgt.)

Louise Michel nach ihren Memoiren.

Von

Mara Bekkin.

III.

Die Liebe zur Mutter fesselte Louise Michel noch einige Jahre an die alte Heimath, obgleich schon damals Paris das Mekka und Medina, das gelobte Land war, dem all ihr Sehnen galt. Leidenschaftlich überzeugte Republikanerin

verschmähte sie die Staatscarrière, weil sie um keinen Preis dem Mann des 2. Decembers den üblichen Amtseid leisten wollte. In dem Dörfchen Audeloncourt, nicht weit von Broncourt, eröffnete die neugebackene Lehrerin eine „freie“, d. h. eine Privatschule.